

Claudia Gray

Star Wars™ – Meister und Schüler

Buch

Ein Jedi muss ein furchtloser Krieger sein, ein Hüter der Gerechtigkeit und ein Gelehrter in den Wegen der Macht. Aber die wichtigste Aufgabe eines Jedi ist es, das Erlernte weiterzugeben. Und so ist es für Qui-Gon Jinn, einem Veteranen unzähliger Schlachten, auch die größte Angst, bei seinem Schüler Obi-Wan Kenobi zu versagen. Obi-Wan hingegen erfährt, dass sein Meister sich möglicherweise von ihm trennen will, und die einzige Erklärung, die ihm einfällt, ist sein eigenes Versagen. Dann brechen sie zu ihrer möglicherweise letzten gemeinsamen Mission auf – die sie nur erfolgreich bewältigen können, wenn sie einander blind vertrauen ...

Claudia Gray



**MEISTER
UND SCHÜLER**

Deutsch von Andreas Kasprzak

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »Star Wars™ Master & Apprentice«
bei Del Rey, an imprint of Random House,
a division of Penguin Random House LLC, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

5. Auflage

Copyright der Originalausgabe

Copyright © 2019 by Lucasfilm Ltd. & ® or ™ where indicated.

All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Rainer Michael Rahn

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, nach einer Originalvorlage

© & TM 2019 LUCASFILM LTD

Umschlagillustration: Alice X. Zhang

Umschlagdesign: Scott Biel

HK · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pöfßneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6223-7

www.blanvalet.de

*Um eine Prophezeiung im Traum zu sehen,
muss der aktive Intellekt seinen Schein
auf unsere Seele werfen.*

– Ibn Rushd, auch Averroes genannt

*Es war einmal vor langer Zeit
in einer weit, weit entfernten Galaxis ...*

Es ist eine Zeit des Friedens. Die GALAKTISCHE REPUBLIK herrscht seit Tausenden Jahren. Sie hat vielen Welten Wohlstand und fast allen die Chance auf eine bessere Zukunft gebracht. Nur ein paar Schattenkonflikte verdunkeln die Galaxis. Ihrer nehmen sich die JEDI-RITTER an, die Wächter des Friedens und der Gerechtigkeit innerhalb der Republik.

Einer dieser Konflikte geht vom Planeten Teth aus, einem Hort der Verderbnis, der viele nahe gelegene Systeme bedroht. Der Jedi-Rat entsendet QUI-GON JINN und seinen jungen Padawan, um Nachforschungen anzustellen. Aber die Unterwelt von Teth ist nicht kooperationsbereit ...

Es gibt keine Gefühle – nur Frieden.

Es gibt keine Unwissenheit – nur Wissen.

Es gibt keine Leidenschaft – nur Gelassenheit.

Es gibt kein Chaos – nur Harmonie.

Wer immer den Jedi-Kodex geschrieben hat, dachte Qui-Gon Jinn, hatte offensichtlich nie mit den Hutten zu tun.

Er rannte den steinernen Korridor des Huttenpalasts hinab, während hinter ihm das Jaulen von Blasterschüssen widerhallte und rote Lichtstrahlen die Dunkelheit zerrissen wie Blitze bei einem Hitzegewitter. Seine Verfolger würden schon bald um die Ecke biegen, und dann hätten sie ihn direkt im Schussfeld. Es war also vermutlich keine schlechte Idee, durch die nächstbeste Tür zu eilen.

»Obi-Wan!«, rief er. »Nach links!«

»Ja, Meister«, keuchte Obi-Wan, der nur ein paar Schritte hinter Qui-Gon rannte.

Ist er jetzt schon außer Atem?, wunderte sich Qui-Gon, als sie die Treppe zum äußeren, moderneren Bereich des Huttenpalasts hinabhetzten. Ihre Flucht hatte bislang nur aus einem

dreiminütigen Sprint bestanden – und aus einem Sprung über eine zwanzig Meter hohe Mauer natürlich. Aber im richtigen meditativen Zustand sollte das eigentlich kein Problem sein.

Obi-Wan hat die Meditation im Kampf noch nicht ganz perfektioniert, erinnerte Qui-Gon sich, während die Schritte seines Padawans hinter ihm die lange Treppe hinabhallten. *Ich konnte in seinem Alter ...*

Er unterdrückte den Gedanken. Seine Ausbildung mit der von Obi-Wan zu vergleichen, war nicht konstruktiv. Jedes Wesen musste seinen ganz eigenen Pfad zur Macht beschreiten. Worauf er sich jetzt konzentrieren musste, war, einen Pfad aus diesem Palast zu finden.

Die Dunkelheit wurde von diffusem Licht durchbrochen, das unter ihnen aus einer offenen Tür fiel. Qui-Gon schloss die Hand fester um sein Lichtschwert und aktivierte es, sodass die glühende Klinge die Stufen erhellte. Nur eine Sekunde später folgte Obi-Wan seinem Beispiel – im selben Moment, als sie von dem Treppenaufgang in einen sehr großen und, wie sich herausstellte, auch sehr geschäftigen Raum stürmten.

Um genauer zu sein: in einen der Gewürz-Salons des Hutten.

Schwerer, süßer Rauch verschleierte die Luft. Auf mehreren schwebenden Plattformen spielten Musiker für die drogenumnebelten Wesen unter ihnen. Und auf einem goldenen Podium lag Wanbo, der Hutte, und saugte genug Rauch aus seiner Pfeife, um drei Lungen zu füllen. Keiner von ihnen hatte die Geistesgegenwart, um die beiden Gestalten, die so abrupt vor ihnen erschienen waren, sofort als Jedi-Ritter zu identifizieren.

Aber Lichtschwerter erregten immer Aufmerksamkeit.

»*Apa hoohah Gardo!*«, krächzte Wanbo, während er benommen mit seinem Schwanz gestikulierte. Zwei seiner gamor-

reanischen Wachen quiekten und watschelten vor, um die Eindringlinge am Eingang abzufangen. Das bereitete Qui-Gon aber weit weniger Sorge als die stampfenden Schritte von einem halben Dutzend menschlicher Wachen auf der Treppe hinter ihm. Oder die zwei anderen Gamorreaner, die zu beiden Seiten der gegenüberliegenden Tür postiert waren.

»Spring!«, rief er und katapultierte sich quer durch den Raum, wo er auf einer der Schwebepattformen landete, die gegenwärtig von der Bläsersektion der Band beansprucht wurde. Die Kitonak stolperten alarmiert nach hinten, und eine von ihnen stürzte vom Rand der Plattform in den schmutzigen, mit Kissen gefüllten Graben rings um Wanbo. Sie landete auf einem Trandoshaner, der protestierend zischte, aber die meisten der anderen Wesen schienen das Ganze kaum zur Kenntnis zu nehmen.

Qui-Gon blickte über die Schulter. Obi-Wan war zu der Plattform gesprungen, auf der ein Shawda Ubb die Growdi-Harmonika spielte. Unglücklicherweise schien diese Spezies ihre Musik sehr ernst zu nehmen; der Shawda Ubb hielt mit zwei Gliedmaßen weiter die Harmonika, schlug mit einer dritten zu und spuckte dann nach Obi-Wan.

Gift, fuhr es Qui-Gon entsetzt durch den Kopf, aber Obi-Wan wich mühelos aus. Sein Padawan hatte hervorragende Reflexe. Es mochte ihm im Kampf an geistiger Klarheit mangeln, aber seine Instinkte waren messerscharf.

Als die menschlichen Wachen am Fuß der Treppe erschienen, rief Qui-Gon: »Übernimm du die Tür!« Mit diesen Worten trat er auf die Kontrollen der Plattform, sodass sie geradewegs auf die Wachen zuraste. Gleichzeitig griff er auf die tiefe Ruhe in seinem Inneren zurück, auf die Seele des Universums, die ihm immer zuhörte und immer eine Antwort für ihn hatte.

Ohne bewusst nachzudenken, bewegte Qui-Gon sein Lichtschwert – nach oben, nach unten, zur Seite –, um die Blasterstrahlen abzuwehren. Sie feuerten ohne Unterlass, aber das machte keinen Unterschied; er konnte jeden Schuss fühlen, noch bevor er abgegeben wurde. Die Kitonak-Musiker schienen seine Zuversicht nicht zu teilen, denn der Rest von ihnen hechelte von der Plattform. Gut. So konnte er sich ganz auf seine eigene Sicherheit und die seines Padawans konzentrieren. Obwohl Obi-Wan sehr gut auf sich selbst aufpassen konnte.

Oder zumindest glaubte er das, bis Obi-Wan auf der anderen Seite des Raums vor der Tür vorbeischwebte und das Lichtschwert in die Bedientafel daneben rammte, um die Kontrollen zu schmelzen.

Verflucht!, dachte Qui-Gon. »Ich meinte, übernimm du die Wachen bei der Tür!«

»Das hättet Ihr auch sagen können!«, rief Obi-Wan.

Was durchaus stimmte. *Bei ihm muss jede Anweisung ganz exakt sein! Warum nimmt er nur immer alles so wörtlich?* Aber solange die beiden Gamorreaner noch immer zwischen ihnen und ihrer vielversprechendsten Fluchtroute standen, machte es wohl auch keinen großen Unterschied. Schlimmer noch, das Bedienfeld schien nicht nur die Tür zu kontrollieren, sondern auch die Schwebepattformen. Qui-Gon taumelte, als seine Plattform sich scharf nach links neigte, aber er bewahrte gerade so das Gleichgewicht. Ein Blasterstrahl zischte an ihm vorbei und brannte ein rauchendes Loch in die Wand. Doch selbst das war schon zu knapp ...

Keine Zeit für Gedankenspiele, ermahnte Qui-Gon sich. *Es gibt keine Vergangenheit, keine Zukunft. Nur das Jetzt.*

Obi-Wan schien gar nicht erst zu versuchen, zur Ruhe zu kommen. Er wirkte jedenfalls alles andere als ausgeglichen,

als er von seiner Plattform hinabsprang – nur einen Moment bevor sie kippte und den Shawda Ubb und seine Growdi-Harmonika mit einem musikalischen Knall in die Kissengrube beförderte. Anschließend durchtrennte Obi-Wan den Axtgriff des einen Gamorreaners und den Arm des anderen, sodass dieser quiekend zurückwich.

Sein Schrei schien sogar den Dunst aus Gewürz und Gleichgültigkeit in Wanbos Schädel zu durchdringen. »*Hopa! Kickee-yuna Jedi killee!*« Die Gamorreaner in der Mitte des Raums teilten sich auf, vermutlich um Qui-Gon zu packen, wenn er von seiner außer Kontrolle geratenen Plattform stürzte.

»Meister!«, rief Obi-Wan. »Alles in Ordnung?«

»Besorg uns einfach ein Schiff!«

Mit einem Nicken rannte Obi-Wan aus dem Gewürz-Salon in die labyrinthartigen Korridore des Huttenpalasts von Teth.

Qui-Gon hielt sich am Rand der Plattform fest, als sie in Wanbos Richtung herumschwenkte. Ein paar der Wesen unter ihm kicherten angesichts des Anblicks. *Sollen sie ruhig lachen – das ist besser, als würden sie wieder nüchtern*, dachte er, während er eine Sendeeinheit an seinem Gürtel aktivierte.

Seine Schwebepattform surrte nun über eine andere hinweg, die noch immer unbewegt am selben Fleck hing, einen Meter unter ihm, ungefähr in der Mitte des Saals. Bemannt wurde sie von einer Kitonak, die sich zusammengekauert hatte und ihr Kloo-Horn schützend über den Kopf hielt. Qui-Gon sprang auf ihre Plattform hinab und stieß sich zu einem weiteren Sprung ab, hoch und ...

... auf Wanbos Podium, wo er dicht hinter dem Hutten landete, sein erhobenes Lichtschwert nur ein paar Zentimeter vom fleischigen Hals der Kreatur entfernt.

»*Ap-xmai nudchan!*« Wanbo versuchte sich wegzudrehen – keine leichte Aufgabe für einen Hutten –, aber Qui-Gon reckte das Lichtschwert noch ein Stück weiter vor. Die Hitze der Klinge musste selbst durch die dicke Haut des Hutten spürbar sein, denn Wanbo erstarrte abrupt. Und mit ihm seine menschlichen und gamorreanischen Wachen. Die meisten der Gewürzsüchtigen setzten sich auf; zu guter Letzt schienen sie sich doch noch für die Geschehnisse um sie herum zu interessieren. Aber zumindest eine Frau starrte weiter blicklos zur Decke hoch, ihr Mund stand in einem berauschten Lächeln offen. Die beiden wild gewordenen Schwebepattformen knallten gegen die Wände und stürzten zu Boden, aber soweit Qui-Gon sehen konnte, wurde niemand dadurch verletzt.

Wanbo verharrte reglos und wartete auf Anweisungen seines Widersachers. Ohne seinen Majordomus schien er nicht in der Lage, mit einer solchen Krisensituation umzugehen.

»Jetzt, wo ich deine Aufmerksamkeit habe«, sagte Qui-Gon, »würde ich gerne über meine Abreise von diesem Palast sprechen.«

»*Chuba, jah-jee bargon*«, erwiderte Wanbo säuerlich, was sich übersetzen ließ mit: *Na schön. Je früher ich dich nicht mehr sehen muss, desto besser.*

»Das beruht auf Gegenseitigkeit. Ich werde jetzt mit diesem Podium zum Hangar deines Palasts runterfahren.« Diese Plattformen konnten von einer Ebene zur nächsten hoch- oder runtergefahren werden, damit der Hutte sich nicht so viel bewegen musste. An den Raum im Allgemeinen gewandt, fügte Qui-Gon hinzu: »Mein Schiff wartet dort auf mich. Versucht keine Dummheiten. Eure Schüsse würden eher Wanbo treffen als mich.«

»Stuka Jedi poonoo juliminmee?«, murmelte Wanbo. Seit wann nehmen Jedi Geiseln?

Es stimmte, normalerweise taten Jedi so etwas nicht. Und es war keine Methode, die Qui-Gon gern einsetzte. Der Jedi-Rat würde ganz sicher einige Fragen an ihn haben, wenn er und Obi-Wan nach Coruscant zurückkehrten. Aber Qui-Gon passte seine Strategie an seine Gegner an. Und bei einem Hutten – deren gewaltiger Wohlstand allein auf dem Leid anderer beruhte – war er bereit, jedes Mittel einzusetzen, um sich zu schützen.

»Seit jetzt«, erwiderte er gelassen, dann trat er auf die Kontrollen, und der Boden teilte sich unter ihnen. Wanbos kleine Ärmchen zuckten, während sein Podium aus dem Gewürz-Salon nach unten in den Hangar des Palasts schwebte. Ein Blick nach oben zeigte Qui-Gon mehrere Wesen, die mit großen Augen auf das Spektakel hinabstarrten.

Anschließend richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Hangar ... und auf Obi-Wan, der von fünf menschlichen Wachen umzingelt war – ihrer Kampfhaltung nach zu schließen, schienen sie gut ausgebildete Wachen zu sein. Sein Padawan hielt das Lichtschwert erhoben, aber er konnte nicht gleichzeitig zu den Schiffen vorrücken und sich selbst verteidigen. Einen Moment lang fing er Qui-Gons Blick auf, bevor er sich wieder seinen Feinden zuwandte.

Ein paar Schritte daneben stand Thurible, Wanbos menschlicher Majordomus, die Hände vor dem Bauch gefaltet, ein entspanntes Lächeln auf dem Gesicht.

»Meister Jinn«, sagte er mit seiner kultivierten, höflichen Stimme. »Wie schön, dass beide Jedi wieder vereint sind.«

Obi-Wan spannte die Muskeln, augenscheinlich bereit zu kämpfen. Aber Qui-Gon lächelte nur. »Sehr schön«, wandte er

sich an Thurible, wobei er sein Lichtschwert weiter an Wanbos Kehle hielt. »Vor allem, da meine Sendeeinheit das hier alles überträgt. Der Jedi-Rat kann zwar nicht direkt eingreifen, aber er kann alles sehen, was hier geschehen ist. Und alles, was noch geschehen wird. Es ist fast, als wären sie persönlich hier.«

Thuribles Lächeln flackerte kurz. Die gamorreanischen Wachen scharrtten nervös mit ihren Klauenfüßen. Wanbos Leute hatten angegriffen, kaum dass Qui-Gon auf die manipulierten Frachtverzeichnisse in den Datenbanken von Teth gestoßen war. Thurible hatte von Anfang an Vorkehrungen für diesen Fall getroffen, und als er erkannte, dass seine gefälschten Daten die Jedi nicht täuschen konnten, hatte er keinen Moment gezögert. Vermutlich hatte er vorgehabt, Qui-Gon und Obi-Wan als »unter ungeklärten Umständen vermisst« zu melden, um ihre Ermordung zu vertuschen. Nicht einmal die Hutten waren dreist genug, Jedi-Ritter offen zu töten.

Doch Thurible brauchte nur einen Moment, um die Fassung wiederzugewinnen. »Es scheint, Ihr habt meinen Arbeitgeber als Geisel genommen, und ich habe Euren Schüler als Geisel. Das sieht mir nach einer Pattsituation aus.«

Anstatt sich seinen Weg freizukämpfen, würde Qui-Gon also verhandeln müssen. Mit den Hutten.

Er schaffte es nur mit Mühe, ein Stöhnen zu unterdrücken.

Eine Stunde später saß Qui-Gon im Büro des Majordomus und nippte gelassen an einer Tasse Tee.

»Diese Missverständnisse sind wirklich bedauerlich«, sagte Thurible, während er langsam vor der gewölbten Steinmauer auf und ab ging wie ein Wallfahrer, der auf einem Pilgerpfad meditierte. So zuversichtlich, wie er wirkte, erinnerte er in

diesem Moment mehr an einen Jedi als an die rechte Hand eines Hutten. »Es gab in der Vergangenheit immer wieder Sicherheitsprobleme. Die Wachen ... nun, sagen wir, ihre Vorsicht schlägt bisweilen in Paranoia um.«

»Ich verstehe.« Qui-Gon zog eine Augenbraue hoch. »Aber welchen Grund könnte es auf Teth für Paranoia geben? Die Hutten haben hier uneingeschränkte Kontrolle.«

»Ihr würdet Euch wundern«, entgegnete Thurible. »Das Gleichgewicht der Mächte verschiebt sich praktisch ständig. Da kann sich niemand leisten, unvorsichtig zu werden.«

Als Majordomus eines Hutten musste man hauptsächlich unschuldig dreinblicken und die örtlichen Behörden hinhalten oder andere Machthaber durch Schmeicheleien einlullen, ohne selbst über irgendwelche Macht zu verfügen. Soweit Qui-Gon wusste, betrug die durchschnittliche Dienstzeit eines Majordomus nur ein paar Monate – ebenso wie seine Lebenserwartung. Entweder wurde er das Opfer von Intrigen, oder er ließ sich bestechen und wurde dafür hingerichtet ... oder er starb ohne jeglichen Grund, wenn der betreffende Hutte mal wieder die Beherrschung verlor.

Thurible war anders. Wanbo, der Hutte, hielt sich nur durch seine familiären Beziehungen in seiner Position; sein Gehirn war zu klein und seine Gewürzsucht zu groß, als dass er selbst ein Kartell führen könnte. Aber durch pures Glück hatte er ein Wesen eingestellt, das ebenso intelligent, verschlagen und skrupellos war wie die mächtigsten unter den Hutten. Thurible kleidete sich wie ein Dichter oder Künstler – ein sehr reicher Dichter oder Künstler –, und er drückte sich erlesener aus als die meisten Aristokraten auf Coruscant. Aber jeder im ganzen Sektor wusste, dass er auf Teth die wahre Macht hatte.

Nur war der Majordomus natürlich zu schlau, um sich selbst damit zu rühmen.

Obi-Wan und Wanbo waren beide in einer Art Geiselaustausch freigekommen, und nun tat Thurible, als wäre der Angriff auf die Jedi lediglich Zufall gewesen – das war für ihn die einzige Möglichkeit, sein Gesicht zu wahren. Und bis sie den Planeten verlassen hätten, war ihre beste Option mitzuspielen.

Aber falls Thurible glaubte, dass er deshalb gerade die Oberhand hatte, irrte er sich gewaltig.

»Ich entschuldige mich nochmals für dieses schreckliche Missverständnis«, sagte er aalglatt. Sein langer orangefarbener Kaftan schleifte fast über den Boden, und als er hin und her ging, blitzten darunter immer wieder Thuribles nackte Füße auf. »Seid versichert, die Wachen werden angemessen bestraft – aber um die Sitten der Jedi zu würdigen, werden wir davon absehen, sie hinzurichten.«

»Es freut mich, das zu hören.« Qui-Gon nahm einen weiteren Schluck Tee, dann fügte er an: »Ich sehe außerdem keinen Grund, warum dieser unglückliche Zwischenfall einen Schatten auf den Rest unserer Reise werfen sollte.«

Thurible verbeugte sich mit einem Lächeln, und schwarze Locken fielen vor sein Gesicht. »Ihr seid zu großzügig.«

»Das höre ich öfters«, kommentierte Qui-Gon mit trockenem Tonfall. »Ich möchte nach wie vor herausfinden, was mit diesen Nahrungslieferungen auf der Triellus-Handelsroute geschehen ist. Vor allem, da die Aufzeichnungen über den Frachtverkehr in den umliegenden Systemen ... äußerst ungenau zu sein scheinen.«

Der plötzliche Tonwechsel ließ Thurible blinzeln. »Auch wir möchten dieser Sache auf den Grund gehen. Dass so viele

Schiffe verschwinden ... das ist sicherlich ein großes Problem für die Republik.«

»Nicht so groß, wie Sie vielleicht denken. Aber es ist störend, und falls es so weitergeht, wird die Republik alle nötigen Mittel ergreifen, um diese Lieferungen zu schützen.«

Erneut neigte Thurible den Kopf, aber er klang nicht mehr so unterwürfig, als er sagte: »Es ist gut zu wissen, dass die Republik ihre Bürger so hervorragend beschützt.«

Qui-Gon wusste natürlich, dass die Hutten diese Frachtschiffe abgefangen und geplündert hatten, um die Fracht an die problemgeplagten, unabhängigen Planeten des Äußeren Randes zu verkaufen. Und Thurible wusste, dass er das wusste. Aber solange Qui-Gon die Hutten dazu bringen konnte, ihre Überfälle einzustellen – zumindest fürs Erste –, gab es keinen Grund, ihn direkt zu beschuldigen. Das würde nur zu Blutvergießen führen – und wofür wäre das gut? Die Republik würde letztlich triumphieren, und die Hutten würden sich ein paar Monate in internen Machtkämpfen ergehen, bis ein neuer Verbrecherfürst die Macht übernahm und alles wieder genauso weiterging wie bisher.

»Manchmal«, murmelte Qui-Gon, »habe ich das Gefühl, als würde sich nichts in der Galaxis je wirklich ändern.«

Thurible richtete sich auf, nicht sicher, was er von diesem plötzlichen Themenwechsel halten sollte. Schließlich faltete er die Hände und zog seine dunklen Brauen zusammen. »Denkt Ihr das wirklich, Jedi?«

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte Qui-Gon geglaubt, dass ein großer, allumfassender Wandel möglich wäre. Ein Wandel, wie die Mystiker unter den Jedi ihn vor Jahrtausenden vorhergesagt hatten. Wie jung er damals gewesen war. Wie naiv. Wie optimistisch.

Die Jahre hatten ihn eines Besseren belehrt.

»Nichts bleibt ewig gleich«, antwortete er. »Aber intelligente Wesen werden sich trotzdem nie ändern.«

Thurible schüttelte den Kopf. »Veränderungen ereignen sich, wenn wir am wenigsten mit ihnen rechnen.« Er wirkte jetzt noch vorsichtiger als vorhin – und da hatte Qui-Gon noch sein Lichtschwert in der Hand gehabt. Die dunklen Augen des Majordomus schienen in Qui-Gons Gesicht nach etwas zu suchen. »Wer kann schon sagen, welche Veränderungen direkt hinter dem Horizont auf uns warten?«

»Nettes Plätzchen, dieses Alderaan«, sagte Rahara Wick, während die *Meryx* den Planeten hinter sich ließ. »Wirklich schön. So ruhig.«

»Ganz zu schweigen von *naiv*«, fügte Pax Maripher genussvoll hinzu. »Das sind mir die liebsten Planeten.«

»Gut. Denn das ist der letzte Ort, wo ich Probleme bekommen möchte.«

»Wieso?« Pax blickte sie mit gerunzelter Stirn an. »Es gibt kaum eine Welt, wo die Gerichte nachsichtiger sind.«

Rahara verschränkte die Arme. »Ja, aber auf Alderaan könnten wir niemanden bestechen, um unseren Kopf aus der Schlinge zu ziehen.«

»Ja, es ist fast schon widerlich, wie moralisch sie alle sind. Das ist kein Ort für unsereins.« Pax lächelte schelmisch. Manchmal gefiel es ihm zu übertreiben. Sie waren vielleicht kriminell – aber *so* kriminell nun auch wieder nicht.

Rahara hingegen tat manchmal lieber, als wären sie überhaupt nicht kriminell. Es war schließlich nicht, als würden sie irgendjemandem wehtun. Sie stahlen nichts Wertvolles auf den Welten, die sie besuchten. Nur Felsen.

Aber was auf dem einen Planet ein Felsen war, war auf einem anderen ein Juwel.

Alderaan zum Beispiel. Sein Inselkontinent war praktisch übersät von kleinen weißen Steinen, und in der Regel wurden sie nur als Kies benutzt. Aber wenn man diese Steine nach Rodia brachte und sie Rodianern zeigte, dann wurden daraus plötzlich strahlende, funkelnde, schillernde Edelsteine – weil die Rodianer bestimmte Wellenlängen wahrnahmen, die dem menschlichen Auge verborgen blieben. Dann wurden sie wertvoll.

Vor vielen Tausend Jahren, in den Tagen der alten Legenden, als die Sith noch einen Großteil der Galaxis beherrscht hatten, da hatte man uneingeschränkt Handel mit Edelsteinen treiben können. Aber den Markt mit einer kostbaren Ware zu überfluten schmälerte in der Regel den Wert dieser Ware. Manchmal führte es auch zu Plünderungen oder illegalen Bergbauoperationen auf Welten, deren gewöhnliche Steine auf anderen Planeten außergewöhnlich waren. Und ein unkontrollierter Zustrom solcher Juwelen konnte die gesamte Wirtschaft eines Planeten zerstören. Also hatte man strenge Regeln erlassen, um den Handel mit den meisten Edelsteinen zu regulieren und in einigen Fällen sogar zu verbieten.

Insofern bestand Raharas und Pax' Verbrechen einfach nur darin, so zu tun, als würden diese Regeln nicht existieren. Sie beide alleine würden schließlich kaum die Wirtschaft eines Planeten ruinieren. Wie hatte Pax damals noch gesagt, als er sie als Kopiloten und Analytikerin angeheuert hatte: *Der Frachtraum der Meryx ist so klein – wer würde überhaupt merken, wenn wir ihn mit Steinen füllen? Würden wir irgendjemanden dadurch ärmer machen? Nein. Also, warum tun wir's nicht und machen uns selbst ein wenig reicher?*

Rahara hatte kein Argument gefunden, das dagegensprach. Es war nicht, als wären sie *echte* Verbrecher.

Aber in letzter Zeit musste sie sich immer wieder selbst daran erinnern.

Sie waren ein ungleiches Paar: Rahara, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, um es milde auszudrücken; die sich alles, was sie wusste, selbst beigebracht hatte. Und auf der anderen Seite Pax, der von Droiden mit überquellenden Datenbanken unterrichtet worden war – Droiden, die nur diese eine Aufgabe hatten. Sie war hochgewachsen, mit goldener Haut und glattem blauschwarzem Haar, das ihr bis zu den Hüften reichte. Er war ein paar Zentimeter kleiner, mit drahtigem Haar, das von seinem Schädel abstand, als hätte er einen Stromschlag abbekommen, und seine Haut war so blass, dass Fremde ihn manchmal fragten, ob er von einem Planeten stammte, auf dem die Bevölkerung unter der Erde lebte. Seine Kleidung war von höchster Qualität, aber zerknittert, und sie schlotterte ein wenig um seinen dünnen Körper. Rahara hingegen trug schlichte Kleider, die sie für kleines Geld bei Raumhafenhändlern erstand; Kleidung, mit der sie fast überall in der Menge untertauchen konnte, wenn sie sie um einen einfachen Umhang oder eine Kapuze ergänzte. Sie waren beide Menschen – das schien das Einzige zu sein, was sie gemein hatten.

Die meisten Leute tun uns als einen zerstreuten Gelehrten und seine arme Pilotin ab, dachte Rahara. Aber das war ihr ganz recht. Denn es bedeutete, dass man ihnen keine weitere Beachtung schenkte. Sie übersah. Sie sofort wieder vergaß.

Während ihrer Kindheit hatte man sie überwacht, sie kontrolliert, und Rahara würde nicht zulassen, dass sich das noch einmal wiederholte.

Pax schob den Regler nach vorne und schickte die *Meryx* in den Hyperraum. Sobald das wabernde blaue Licht durch die Cockpitfenster hereinflie, erhob Rahara sich von ihrem Sitz. »Ich werde mal den Spektrografen überprüfen.«

»Das hat Zeit«, sagte Pax in seinem wohlartikulierten *Coruscanti*-Akzent. »Wir fliegen erst in ein paar Wochen nach Rodia.« Es war wichtig, nicht sofort von der Quelle der Steine zu ihrem Zielort zu fliegen; so hinterließen sie keine direkte Spur.

»Ich mach's lieber gleich.« Tatsächlich herrschte in letzter Zeit viel zu oft ein unbehagliches Schweigen zwischen ihr und Pax. Da hatte sie lieber etwas zu tun.

Rahara ging zur Leiter und kletterte ins Herz der *Meryx* hinab. Bei den meisten Frachtern der *Gozanti*-Klasse wäre das ein ganz gewöhnlicher Frachtraum, nichts als blankes Metall und bei Weitem nicht so hell.

Doch auf der *Meryx* war dieser Raum von goldenem Glühen erfüllt. Und in seiner Mitte lagen Tausende Kilogramm an Edelsteinen.

Pax' Scanner-Störfeld war an sich schon beeindruckend, aber er hatte nicht nur die Technologie entwickelt; er hatte dem Ganzen auch eine Ästhetik verliehen. Schönheit war ihm wichtig, das wusste Rahara. Er leugnete es zwar, aber das war der eigentliche Grund, warum er lieber Edelsteine stahl als eine andere, einfachere oder lukrativere Fracht. Weil er es liebte, sich an ihrem Anblick zu ergötzen.

Aber natürlich würde Pax Maripher nie zugeben, dass er irgendetwas aus sentimentalischen Gründen tat.

Rahara band ihr Haar zu einem Pferdeschwanz nach hinten und streifte die Robe ab, die ihr geholfen hatte, unbemerkt durch die Straßen von Aldera zu wandeln. Anschließend trat

sie vor die teuflisch komplizierten Kontrollen des Scanner-Störfeldes. Sie arbeitete jetzt schon eine ganze Weile mit Pax zusammen, und trotzdem musste sie sich jedes Mal Eselsbrücken bauen, um seine Erfindungen zu bedienen. (*Nutzerfreundlichkeit* war ein Fremdwort für Pax. Entweder war man schlau genug für seine Technologie oder eben nicht.) Als sie alles noch mal im Kopf durchgegangen war, rollte sie die Ärmel bis zu den Ellbogen hoch und gab die Befehle ein, die das Kraftfeld kurzzeitig deaktivierten, und das goldene Glühen machte Dunkelheit Platz. Aber nur einen Moment lang. Rahara hatte gerade genug Zeit, eine Handvoll ihrer Beute zu greifen. Kaum dass sie den Arm ein paar Zentimeter zurückgezogen hatte, wurde das Feld mit einem grellen Lichtblitz wieder hochgefahren. Während sie noch blinzelte, begrüßte sie sich dazu, dass sie sich diesmal nicht ihre Hand versengt hatte.

»Wir sind sauber raus aus dem System«, sagte Pax von der Leiter hinter ihr. »Eigentlich könntest du das Feld also ganz abschalten.«

»Das sagst du jedes Mal. Und jedes Mal erkläre ich dir aufs Neue, dass ich an meiner Schnelligkeit arbeiten will.«

»Man möchte meinen, dass du inzwischen genug geübt hast.«

Mit den Steinen in der Hand ging Rahara zur Spektrografen-Station auf der anderen Seite des Frachtraums hinüber. »Man möchte auch meinen, dass du inzwischen gelernt hättest, wie man mit anderen menschlichen Wesen interagiert, anstatt so zu tun, als bestünde die gesamte Galaxis nur aus Vollidioten.«

Rahara legte die Steine auf die Konsole und begann sie nach Größe und vermeintlicher Qualität zu sortieren. Sie hatte

Mineralien geprüft, seit sie neun Jahre alt war; diese Art von Arbeit erledigte sie inzwischen wie automatisch.

»Rahara«, sagte Pax, nun ein wenig leiser. »Es tut mir leid, falls ich dich verletzt habe. Es sollte nur ein Scherz sein.«

Er hatte sie nicht verletzt, sie lediglich ein wenig verärgert – aber das reichte schon. Manchmal war sie es einfach leid, einen Partner zu haben, der sich mehr wie ein schnippischer Protokolldroide benahm, nicht wie ein menschliches Wesen. Auch wenn er manchmal recht hatte. »Ich habe niemanden lachen gehört.«

»Ich auch nicht. Offenbar muss ich an meiner Definition von Humor arbeiten.«

Das brachte sie zum Lachen. Pax war dann am komischsten, wenn er es gar nicht sein wollte.

»Wir sollten reden«, erklärte er, während Rahara den Vergrößerungsvisor über ihren Kopf stülpte. »Über unser nächstes Ziel.«

»Gamorr, richtig?« Ein grässlicher Ort, aber die angenehmen Erinnerungen an Alderaan sollten ihr helfen, ein paar Wochen in den stinkenden, feuchten Sümpfen zu überstehen. »Ich kann es kaum erwarten.«

»Sei nicht sarkastisch. Glaub mir, ich freue mich ebenso wenig darauf wie du. Darum habe ich nachgedacht.« Pax beugte sich vor und spähte an seiner langen Nase entlang auf die Konsole hinab. »Gamorreanische Korallen können wir uns jederzeit besorgen. Aber was, falls wir uns erst mal auf etwas Selteneres konzentrieren? Etwas Wertvolleres?«

»So etwas wie Feuerdiamanten von Mustafar?« Rahara war nie auf Mustafar gewesen, aber nach dem, was sie so hörte, wäre ein Besuch auf Gamorr im Vergleich dazu die reinste Vergnügungsreise.

»Zu gefährlich.« Er drehte das Gesicht halb zu ihr herum, bevor er sagte: »Kyber-Kristalle.«

»*Kyber*? Hast du den Verstand verloren?« Rahara schob den Visor auf ihre Stirn hoch, um ihm besser in die Augen blicken zu können. »Die Jedi kontrollieren den Kyber-Handel strenger als ... als jeden anderen Edelsteinhandel, an dem wir uns je versucht haben. Oder an dem wir uns je versuchen *sollten*.«

»Und doch gibt es einen Schwarzmarkt dafür – es gibt nämlich auch industrielle Nutzungsmöglichkeiten für Kyber, weißt du? Und falls kein Unternehmen uns die Fracht abnehmen will oder dieser Schwarzmarkt ein wenig zu schwarz für unseren Geschmack ist, dann können wir uns immer noch an die Jedi wenden und ihnen erklären, dass wir ein paar Kyber-Kristalle gefunden haben. So würden wir uns ein paar neue Freunde machen. Und Freunde bei den Jedi zu haben ... das könnte irgendwann ganz nützlich sein.«

Das ergab schon mehr Sinn. Trotzdem ... »Kyber findet man nicht einfach irgendwo. Und die wenigen Fundorte werden von den Jedi überwacht. Schlägst du ernsthaft vor, dass wir sie bestehen sollen?«

Pax blies die Backen auf. »Ich bin vielleicht ein Draufgänger, aber ich will nicht draufgehen. Nein, nein. Was, wenn ich eine bislang völlig unentdeckte Kyber-Quelle gefunden hätte? Auf dem Mond einer vollkommen sicheren Welt? Keine Wachen, keine Gefahr, ein angenehmes Klima obendrein. Und falls meine Analyse korrekt ist, gibt es dort ein wirklich *großes* Vorkommen an Kristallen.«

Rahara war aufgefallen, dass Pax in letzter Zeit diverse planetare Scans studiert hatte – allesamt öffentlich zugängliche Informationen, aber so detailliert und konzentriert, dass man schon im Voraus wissen musste, wonach man suchte, wenn

man irgendetwas finden wollte. Andererseits: Pax sah vieles, was andere übersahen.

»Ich wusste doch, es gibt einen Grund, warum ich mich mit dir herumplage«, sagte sie.

Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Dann lass uns einen Haufen Kyber stehen.«

Die Rückreise war von Unbehagen erfüllt. Obi-Wan hoffte offenbar, einem Gespräch über seine Fehler während des Feuergechts auf Teth aus dem Weg gehen zu können – kein Wunder, wenn man bedachte, wie jung er noch war.

In vielerlei Hinsicht war er sehr erwachsen und ausgeglichen für sein Alter. Qui-Gon vergaß manchmal, dass er gerade mal siebzehn Jahre zählte. Nur in Momenten wie diesem, als sie nebeneinander im Cockpit des *Regenfalke*-Transporters saßen, wurde ihm wirklich bewusst, wie unerfahren sein Padawan eigentlich war. In seinem Gesicht ließ sich ebenso das Kind erkennen, das er einmal gewesen war, wie der Mann, der er eines Tages werden würde.

Und wie immer während dieser Momente verspürte Qui-Gon einen schuldbewussten Stich. Obi-Wan hatte so großes Talent. So viel Potenzial.

Er verdiente einen Meister, der das Beste in ihm zum Vorschein brachte.

Ihre Beziehung hatte von Beginn an auf wackeligen Beinen gestanden, war erfüllt gewesen von Missverständnissen und Stimmungsschwankungen – was an sich schon ungewöhnlich war. Qui-Gon fragte sich manchmal, wieso Padawane ausgerechnet in dem Alter ihren Meistern zugewiesen wurden, in dem die meisten Spezies ihre Pubertät durchliefen. (Er selbst und Dooku sowie Yoda und Yodas alter Lehrmeister vor ihm

hatten alle jüngere Padawane angenommen; Obi-Wan war mit dreizehn zu seinem Schüler geworden. Das hatte die Sache nicht einfacher gemacht.) Qui-Gon hatte mit anderen Meistern wie Mace Windu und Depa Billaba darüber gesprochen, sogar mit Yoda, und alle hatten sie ihm versichert, dass die ersten Monate immer die schwersten waren. »Sorgen machen du dir solltest, wenn keinen anfänglichen Konflikt es gibt«, hatte Yoda erklärt. »Dann nicht genug wachsen dein Padawan kann.« Waren Qui-Gons erste Monate mit Dooku auch so gewesen?

Er hatte während seines ersten Jahres als Padawan ein starkes Band mit dem mächtigen Dooku geschmiedet. So war es bei den meisten Schülern. Sicher, Rael hatte zunächst nachgeholfen, aber er und Dooku hätten so oder so eine gemeinsame Wellenlänge gefunden. Es war Dooku gewesen, der Qui-Gon in die alten Jedi-Prophezeiungen eingeführt und so das Interesse an Geschichte und alten Sprachen in ihm geweckt hatte, welches selbst jetzt noch anhielt, lange nachdem sein fieberhafter Glaube an die Visionen der Mystiker verblasst war. Davon abgesehen hatten sie viele Charaktereigenschaften geteilt: Eigenverantwortung, Skepsis und den Widerwillen, das Wort des Rats als heiliges Gebot zu akzeptieren.

Und diese Eigenschaften, die er mit Dooku gemein gehabt hatte, waren dieselben, die ihn und Obi-Wan trennten. Qui-Gon glaubte, dass jede Situation individuell abgewogen werden musste; Obi-Wan wollte Regeln, denen er folgen konnte. Qui-Gon hielt große Stücke auf Flexibilität; Obi-Wan sah darin Schlampigkeit. Qui-Gon mochte im Lauf der Zeit gelernt haben, sich dem Rat besser unterzuordnen, aber seine Unabhängigkeit hatte er nie aufgegeben; Obi-Wan hingegen glaubte, dass man dem Rat immer und in jedem Detail folgen musste.

Entsprechend empört war er, wann immer sein Meister in irgendeiner Form vom üblichen Protokoll abwich.

Natürlich bedeutete das alles nicht, dass Obi-Wan nicht zum Jedi-Ritter taugte. Viele Ritter – sogar einige der besten – dachten und agierten genauso wie er. Aber es machte ihn zu einem zweifelhaften Schüler für Qui-Gon. Selbst jetzt, da sie mehrere Jahre zusammen waren, hatten sie keinen harmonischen Rhythmus entwickelt. Wäre die Situation heute gefährlicher gewesen ... hätte ihnen im Palast des Hutten echte Gefahr gedroht ... Dann hätte diese Dissonanz zwischen ihnen ihrer beider Tod bedeuten können.

Was kann ich tun, um das zu ändern?, überlegte Qui-Gon. Kann ich überhaupt etwas tun? Obi-Wan hat einen besseren Meister verdient.

»Das Missverständnis tut mir leid, Meister«, sagte Obi-Wan schließlich. »Ich hätte wissen sollen, dass Ihr die Wachen bei der Tür meintet. Und dass ich mich erwischen ließ, als ich versuchte, ein Schiff zu stehlen ...«

»Obi-Wan. Der Fehler liegt bei mir.« Qui-Gon legte eine Hand auf die Schulter seines Padawans. »Ich gab dir einen ungenauen Befehl.« *Ein besserer Meister hätte seinem Schüler inzwischen beigebracht, seine Kampfinstinkte richtig zu deuten.* »Und ich wusste, dass du es vermutlich nicht schaffen würdest, ganz allein ein Schiff zu stehlen. Es war einen Versuch wert, das ist alles. Dich trifft keine Schuld.«

Die meisten Padawane wären erleichtert, einem Tadel entgangen zu sein, aber Obi-Wan zog nur die Brauen zusammen. »Ich hätte besser sein können.«

Qui-Gon seufzte. »Wir beide hätten besser sein können. Jetzt lass uns einfach nach Hause fliegen.«

Unter dem lodernden Sonnenuntergang des Planeten Pijal ging das Rennen in die heiÙe Phase.

»Komm schon!«, schrie Rael Averross, während er sein Reittier antrieb – direkt auf eine breite, tiefe, steinige Kluft im Boden zu. Mit einem Krächzen sprang das Varactyl nach vorne, über die Spalte hinweg, und als seine schweren, klauenbesetzten FuÙe das Gras auf der anderen Seite berührten, stieÙ Averross ein lautes Lachen aus. »Jawohl!«, rief er mit seinem starken ringo-vindanischen Akzent. »So ist’s brav!«

Der Iltan-Clan hatte Varactyle vor ein paar Generationen von Utapau nach Pijal gebracht, um sich bei der GroÙen Jagd einen Vorteil zu verschaffen. Gezielte Züchtung hatte sie seitdem zu schnellen, schlanken, rot gefiederten Renntieren gemacht. Averross war sicher, wenn der Rest der Galaxis eines Tages auf die Pijal-Varactyle aufmerksam würde, dann würde sich niemand je wieder für Fathier-Rennen interessieren. Doch bis dieser Tag kam, gehörten diese Kreaturen – und ihre Schnelligkeit und das pure Vergnügen, sie zu reiten – allein den Jockeys von Pijal.

Averross erspähte die Ziellinie und steuerte sein Varactyl wortlos darauf zu. Das Tier reagierte sofort und beschleunigte mit ganzer Kraft, um das Rennen in vollem Sprint zu beenden. Varactyle liebten es zu rennen, und Averross vermutete, dass sie sogar den Unterschied zwischen Sieg und Niederlage begriffen. Sein Reittier stieÙ einen trillernden Kampfschrei aus, als es über die Linie raste. Danach zogen seine Klauen tiefe Furchen in den lehmigen Boden, als es abbremste und zum Stehen kam. Mit einem Grinsen griff Averross in den kleinen Korb auf dem Sattel vor ihm und zog einen Streifen getrocknetes Molluskenfleisch hervor – eine der »Delikatessen« von Pijal, der er persönlich so rein gar nichts abgewinnen konnte.

Sein Varactyl mochte das Zeug schon eher, und es begann, genüsslich darauf herumzukauen.

Die nächsten Reiter erreichten das Ziel und riefen ihm im Vorbeireiten Glückwünsche und wohlgemeinte Spötteleien zu. Averross sprang auf den Boden hinab, um sein Varactyl gemeinsam mit den anderen zu den Ställen des Palasts zurückzuführen. Kaum dass er gelandet war, schüttelte er reuevoll den Kopf, woraufhin Captain Deren neben ihm, stoisch wie eh und je, fragte: »Gibt es ein Problem?«

»Ich hab mich nur gefragt, warum meine Knie mich immer daran erinnern müssen, wie alt ich bin.«

»Sie könnten sie durch synthetische Gelenke ersetzen ...«

»Nein, nein. Sie wissen doch, was man übers Altwerden sagt: Es ist besser als die Alternative.« Das war etwas, was Averross stets im Hinterkopf behielt. Er hatte zu viele Leute vor ihrer Zeit sterben sehen. Und falls er manchmal morgens aufwachte und sich wunderte, wer dieser ergrauende alte Kerl im Spiegel war ... Nun, dann bedeutete das zumindest, dass er noch lebte. Und er hatte vor, die Zeit, die ihm noch blieb, voll auszukosten.

Als sie den Palast erreichten, nahmen die Stallburschen den Reitern die Zügel aus den Händen und führten die Varactyle fort; auf sie wartete jetzt ein Staubbad und etwas zu fressen. Deren und einige der anderen Soldaten kehrten in ihre Baracken zurück, aber Averross und der größere Teil der Männer machte sich auf den Weg zur nächsten Cantina. Es war kein sonderlich majestätisches Etablissement – mehr ein dunstiges Loch, das in eine Felsformation gehauen war und genauso roch wie der Wookiee hinter der Theke –, aber das war einer der Gründe, warum es Averross hier gefiel. Die Kunden johlten zum Gruß, als er eintrat, und die Bedienung – Selbie mit dem

blonden Haar, dem aufreizenden Lächeln und den großen Brüsten – bedachte ihn mit einem herzlichen Zwinkern, nachdem er seinen langen Mantel abgelegt hatte.

Der Reiter, der neben Averross stand, beugte sich vor und flüsterte: »Seid ihr beiden wieder zusammen?«

»Vielleicht.« Averross suchte nur noch selten weibliche Gesellschaft. Wenn die Leute davon erfuhren, zerrissen sie sich das Maul darüber. Meistens war es den Ärger einfach nicht wert. Aber er war jetzt schon eine ganze Weile allein, und Selbie war ihm altersmäßig nahe genug. Ganz zu schweigen davon, dass sie einen derberen Sinn für Humor hatte als sonst irgendjemand, den er kannte.

Warum nicht?, fragte er sich also. *Ich könnte zumindest herausfinden, ob sie Interesse hat.* Er winkte ihr zu, und sie machte strahlend einen Schritt in seine Richtung.

»He«, raunzte da ein hünenhafter Chagrianer, der augenscheinlich schon betrunken war. Seine graublauwe Pranke schloss sich um Selbies Ellbogen. »*Ich rede mit dir!* Und ich bin noch nicht fertig.«

»Und ob du fertig bist«, konterte Selbie. »Du hattest genug für einen Abend. Geh nach Hause.«

»Du schmeißt mich raus? Für *den* da?« Der Chagrianer deutete mit seiner freien Hand vage in Averross' Richtung. »Schlamm an den Stiefeln, nicht rasiert, keine Manieren – ist es das, was du willst? Glaub mir, da könnte ich mich besser um dich kümmern.«

»Du bist wohl neu hier.« Selbie riss sich los. »Ich kümmer mich schon selbst um mich. Dafür brauch ich keinen Mann.«

»Gib mir eine Chance, Mädchen.« Der Chagrianer versuchte, Selbie zu sich heranzuziehen, aber erneut befreite sie

sich aus seinem betrunkenen Griff. Das machte ihn nur noch wütender. »Wofür hältst du dich überhaupt? Denkst du, du bist zu gut für mich? Pah! Du bist *Abfall!* Nichts als Abfall!«

Es war offensichtlich, dass Selbie den Beleidigungen des Chagrianers keine Beachtung schenkte. Das bedeutete aber nicht, dass Averross nicht einschreiten sollte.

Außerdem könnte es ganz spaßig werden.

»He, du«, knurrte er den Chagrianer an. »Raus mit dir, oder muss ich nachhelfen?«

Die Brust des Chagrianers schwoll an. Falls er sich schon keine Frau angeln konnte, dann schien ihm wohl eine Schlägerei die nächstbeste Lösung. »Du – und welche Armee?«

Blitzschnell huschte Averross' Hand zu seinem Gürtel, und er zückte seine Waffe. Als die Klinge des Lichtschwerts aufblitzte, tauchte sie den gesamten Raum in einen blauen Schein. Der Chagrianer erstarrte, alle Unterhaltungen in der Cantina verstummten. Averross grinste. »Ich glaube, das kriege ich ganz allein hin.«

»Jedi«, murmelte der Chagrianer, während er mit gesenktem Kopf rückwärts auf die Tür zuging. »Ich wusste nicht, dass ... Du siehst nicht wie ein Jedi aus.«

»Hm«, machte Averross. »Wäre doch langweilig, wenn alle Jedi gleich aussähen.«

»Ich werde dich melden.« Der Chagrianer schüttelte seine Hörner – für eine direktere Drohung fehlte ihm aber der Mut. »Ob Jedi oder nicht, das Gesetz gilt auch für dich. Die Behörden werden von dieser Sache erfahren.«

Selbie hatte die Hände auf die Hüften gelegt; sie sah aus, als hätte sie sich noch nie in ihrem Leben so gut amüsiert. »Willkommen auf Pijal! Bis unsere Prinzessin erwachsen ist, werden wir von einem Regenten beherrscht.« Sie machte eine

ausladende Geste in Averross' Richtung. »Darf ich vorstellen: Unser Lordregent!«

Der Chagrianer schob sich rückwärts aus der Cantina, begleitet vom spöttischen Gelächter der anderen Gäste. Die Musiker begannen wieder zu spielen, und Averross deaktivierte grinsend sein Lichtschwert, während er sich gleichzeitig wieder zu Selbie herumdrehte.

Im selben Moment erwachte der Holoschirm hinter der Bar zu flackerndem Leben, seine Ränder von einem roten Glühen eingefasst.

Das Grinsen verschwand von Averross' Gesicht, noch ehe das Bild scharf wurde und ein brennendes Lagerhaus außerhalb der Hauptstadt zeigte. Das Gebäude war bereits fast bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Falls Prinzessin Fanry die Übertragung ebenfalls sah – und davon war auszugehen –, dann hatte sie jetzt sicherlich schreckliche Angst. Er musste sofort zu ihr zurück. *Denken diese Monster überhaupt daran, welchen Schaden sie anrichten?*

Während Löschdroiden um das Lagerhaus herumrollten und die Flammen erstickten, erschien eine Einblendung in der oberen Ecke des Holoschirms: VERDACHT AUF ANSCHLAG DER OPPOSITION.

»Halin Azucca«, brummte er. »Ich werde sie zur Hölle schicken.«

»Übernimm du die Tür!« Warum hatte er nicht begriffen, was Qui-Gon meinte? Die Wachen waren das Problem, nicht die Türkontrollen, und wäre er nicht so aufgeregt gewesen, hätte er das auch erkannt – obwohl Qui-Gon natürlich auch einfach hätte sagen können, was er eigentlich meinte ...

Ich muss mich auf die Gegenwart konzentrieren. Es gibt keine Zukunft; die Vergangenheit liegt hinter mir. Nur das Jetzt ist real.

Obi-Wan richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Kontrollen des *Regenfalken*. Zumindest konnte niemand seine Flugkünste kritisieren; jeder Handgriff war sicher, berechenbar, bekannt. Während er Coruscant anflug, riskierte er eine Frage. »Konntet Ihr während Eures Gesprächs mehr über Thurable herausfinden?«

Qui-Gon schüttelte den Kopf und schmunzelte reuevoll. »Nicht wirklich. Er deutet vieles an, aber er gibt kaum etwas preis. Keine schlechte Strategie, wenn man undurchschaubar bleiben will.«

Ihr seid selbst ein Spezialist darin, undurchschaubar zu sein, dachte Obi-Wan. »Thuribles Handeln ergibt keinen logischen Sinn.«

»O doch.« Qui-Gon stand auf. Groß und breitschultrig, wie er war, hatte er kaum Platz im engen Cockpit des *Regenfalken*. »Das Problem ist, dass wir die Logik eines anderen oft nicht erkennen, bis sein letztendliches Ziel offensichtlich wird. Und Thuribles Ziel ist nach wie vor gut verborgen.«

»Meister? Zieht Ihr Euch in Eure Kabine zurück?«

»Ich möchte ein wenig meditieren«, erklärte Qui-Gon. »Keine Sorge, Obi-Wan. Du musst das Schiff nicht den ganzen Flug über steuern. Ich weiß, wie ungern du an den Kontrollen sitzt.«

Obi-Wan lachte über den Sarkasmus seines Meisters. Qui-Gon wusste genau, dass er das Fliegen liebte. »Ich denke, ich werde es überleben.«

Qui-Gons leises Lachen war sein einziger Abschied, bevor er nach hinten zu seiner kleinen Kabine ging und Obi-Wan allein zurückblieb.

Na also. Er macht Scherze. Wäre er wirklich unzufrieden mit deiner Leistung auf Teth, würde er keine Scherze machen.

Trotzdem gab es viel zu oft Fehler. Viel zu oft Grund zur Enttäuschung. Und Qui-Gon war ganz sicher nicht daran schuld, schließlich war er der Lehrer. Auch wenn er bisweilen schrecklich widersprüchlich und rätselhaft und vage sein konnte. Auch wenn er bisweilen das genaue Gegenteil von dem tat, was die Meister im Tempel raten würden. Aber auch wenn Qui-Gon ... nun, *unorthodox* sein mochte, es war die Aufgabe seines Padawans, ihn zu verstehen und sich ihm anzupassen.

Theoretisch jedenfalls. Tatsächlich konnte Obi-Wan noch immer nicht voraussagen, wann sein Meister die Regeln ignorieren würde. Ganz zu schweigen davon, warum. Und je älter er wurde, desto mehr frustrierte ihn Qui-Gons eigenwillige Herangehensweise.